

Kathrin Schmidt – *Du stirbst nicht*

(2009, estratto)

Genere: narrativa - romanzo

Il romanzo, dai tratti chiaramente autobiografici, presenta, attraverso un narratore in terza persona che si focalizza sui processi interiori della protagonista, la storia della convalescenza e della successiva simbolica ‘rinascita’ della scrittrice della ex DDR Helene Wiesendahl, colpita da aneurisma e da una conseguente afasia e amnesia temporanea. Il testo segue passo passo la riconquista della lingua – ossia del mezzo di espressione, ma anche percezione per eccellenza, soprattutto per una scrittrice – da parte della donna, la quale, tramite questo percorso, ricostruisce sia la propria storia, così come quella del suo Paese, sia la propria identità, in particolare quella sessuale. Il motivo della sessualità e del gender sono posti in evidenza nel romanzo attraverso il rapporto di Helene con una donna transessuale di nome Viola – rapporto che la donna ripercorre durante la sua convalescenza, introducendo anche riflessioni di carattere generale sul tema della transessualità. Il lento processo di riabilitazione descritto nel romanzo dà forma, al contempo, alla struttura narrativa del testo: se all’inizio esso è costituito da brevi spezzoni che testimoniano la ricerca della protagonista di quelle parole che paiono costantemente sfuggirle e di cui ella avrebbe bisogno per rapportarsi con la realtà a lei circostante, questi lasciano gradualmente spazio a paragrafi più lunghi, nei quali la lingua si fa sempre più poetica e dove trova spazio il confronto con il proprio passato e la propria identità.

Il brano qui proposto mostra il tentativo, riuscito, da parte di Helene di tornare a scrivere: su invito dell’amico Pietro l’autrice stende un saggio sul *Lenz* di Büchner che si configura altresì come metafora del suo percorso di guarigione e del suo tentativo di riappropriarsi di una realtà che, in seguito alla malattia, è divenuta estranea e incomprensibile.

Alessandra Goggio

Sie versenkt sich, versinkt. Nachts kann sie am besten arbeiten, sie hat dann Ruhe genug. Unterbricht, um zu schlafen, wacht aber wieder auf. Ein Vabanquespiel mit ungewissem Ausgang. Dass es ihr womöglich nie wieder gelingen könnte, einen literarischen Text zu verfassen, will sie nicht denken, aber es droht. Das spürt sie. Will es wissen. Was sie schon weiß: Es fällt schwer zu lesen, zu verstehen. Für jeden Satz der Büchnerbiografie braucht sie, wie sie findet, unendlich viel Zeit. Wenn sie am Verzweifeln ist, macht sie erst einmal Schluss, nicht ohne sich zuzureden. (*Das war doch gar nicht so schlecht. Das war doch ein Anfang. Das war doch etwas, woran du vor zwei Monaten noch nicht einmal dachtest. Das war doch aber ganz gut!*) Mit dem *Lenz* wird ihr leichter: Den kennt sie, erinnert sich, die Sätze werden schneller wieder vertraut, auch wenn es sehr lange her ist, dass sie ihn gelesen hat. Zwanzig Jahre? Fünfundzwanzig? Sie legt Dateien an, macht sich Notizen, sie fährt zum Essen, sieht aber nicht mehr, was sie auf dem Teller hat, sie absolviert ihre Therapien und hat den Beutel im-

mer dabei mit dem Lenz, mit dem Büchner, sie liest unentwegt, *sie ist ein Phänomen*, sagt der Pfleger (aber das hört sie nicht), sie brüht Tee, sie trinkt, sie liest, bis sie schläft. Sie schläft viel, nach wie vor. Sie wacht auf, wirft sich kaltes Wasser ins Gesicht, trocknet es, fährt ans Fenster (tags) oder unter die Stehlampe (nachts), sie schreibt, sie liest, sie notiert. Das Schreiben mit links geht nicht schnell, auch am Laptop nicht, was sie freut, denn sie denkt ja auch langsam. Denkt sie. Denkt sie an die Entlassung? Weniger, aber zuweilen schon. Überlegt, wann sie es anbringt bei der Stationsleitung. Schiebt es, Tag für Tag. Sie will sicher sein, dass sie laufen kann. Als Matthes wieder kommt, fragt sie ihn schon an der Tür nach Büchners Dissertation, er schrieb über die Schädelnerven einer Karpfenart, *hast du davon gehört?, was weißt du?*, und findet es letztlich tröstlich, dass Matthes nichts weiß, nein, darüber nicht, hatte sie' denn gedacht, jeder weiß alles? Wahrscheinlich. Wahrscheinlich hat sie kein Maß, weiß nicht, was man weiß und was nicht, muss *nicht wissen* lernen, das Frohsein damit und das Wissen, wo's steht, die ganze alte Leier. Was rauskommt, weiß sie noch immer nicht, aber schreibt, schreibt an gegen Wut, Wortbann und Wortbruch, sie hat es Pietro versprochen. (In Wirklichkeit hatte sie nichts versprochen, nur zugesagt, es zu versuchen, das weiß sie.) Ihr Haar scheint schneller zu wachsen, wenn sie viel denkt, denkt sie. Es sprießt nun schon zwei bis drei Zentimeter grau aus der Kopfhaut, und schmaler wird sie mit jedem Tag, die Kopfarbeit braucht also auch Energie. Das freut sie, die Jogginghosen trägt sie mit festgeknotetem Gummi, den anderen hat sie den Gürtel verordnet, den sie auf einem Basar der Ergotherapie erstand. (Ein *schmales Mädchen* wird sie zwar niemals werden, aber nicht dick zu sein ist ein früher Traum, den sie immer beiseiteschob angesichts der Wirklichkeiten, in denen sie sich tummelte.)

Also los.

Also ran.

An den Speck, an die Trauer, die Trübsal, an Stockung und Schwäche. So wird ein Schuh draus, den sie vielleicht nicht einmal mehr aufschneiden muss.

...

Der Hirnrausch-Giftfahnder des Herrn

Im Winter 1835/36 arbeitete Georg Büchner in Straßburg an seiner medizinischen Dissertation über die Schädelnerven einer Karpfenart. Ungefähr zur gleichen Zeit, eigentlich muss man sagen, kurz vor seinem Tode, schrieb er eine an beiden Ende offene Erzählung, die wie ein freigelegter Nervenstrang anmutet: genau seziert und das, was sichtbar ist, beschreibend Mit naturwissenschaftlichem Blick beugt er sich über eine dreiwöchige Episode im Leben des Jakob Michael Reinhold Lenz, des Sturm-und-Drang-Dichters, der ein gutes halbes Jahrhundert zuvor in ebenjenes Straßburg kam. Nicht freiwillig, aber unfreiwillig wäre auch nicht richtig: Von einem selbstlosen Pfarrer namens Oberlin wurde er hierher verbracht, der mit ihm bei sich zu Hause, in den Nordvogesen, nichts mehr anzufangen wusste, denn Lenz litt an einer Psychose. Büchner nimmt dokumentarisch genau auf was überliefert wurde von jenen drei Wochen zwischen dem 20. Januar und dem 8. Februar 1778, in denen Lenz bei Oberlin im Steintale weilte. Nicht fiktional, ist die Geschichte dennoch eine der modernsten Erzählungen der deutschen Literatur. Ein Dauerbrenner. Eine Lötlampe, unter deren Schein schmilzt und sich zusammenfügt, was zuvor sperrig und unfassbar dalag: eines Mannes Erkrankung an der Unfähigkeit, der ihn umgebenden Realität ins Auge zu sehen, weil er drinnen steckt, im Aug-Apple, ohne es zu wissen, und herausguckt. Ein

Verrückt-Werden, weil er deutlich spürt, dass seines Lebens Zweck im Aug-Apfel der Realität ganz ohne einen Gott auskommt und er doch mit Gottesaugen nach seinem Lebenszweck zu suchen gezwungen scheint. Ein Hirnrausch-Giftfahnder, der den Idealismus der Kunst für »die schmachlichste Verachtung der menschlichen Natur« und damit für ein verklärendes Narkotikum hält, es aber im Leben nicht schafft, sich der Realität zu vergewissern, es sei denn, durch selbst zugefügten, physischen Schmerz. Oberlins christlich-religiöses Weltmodell bietet ihm keinen Zugang mehr, aber er hat ihm keine rationalistisch-realistische Alternative entgegensetzen, sodass die Welt zum Hieroglyphen wird ...

In der Eingangsszene wandert Lenz auf Waldbach im Steintale zu. »Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nichts am Weg, bald auf-, bald abwärts. Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehen konnte«, heißt es da. Mit dem Kopf nach unten liegt das Ungeborene in seiner Mutter. Lenz scheint sich zu sehnen nach diesem Zustand des Ungeboreenseins, und wir, die Nachgeborenen, sollten ihn als zu früh Geborenen respektieren lernen. Vorhang auf.